

Mireille Gansel  
Übersetzen als Weiterziehen

**THELEM**



*Mireille Gansel*

ÜBERSETZEN ALS WEITERZIEHEN

*Traduire comme Transhumer*

Aus dem Französischen von  
Maria Weber und Fabian Gregori

Herausgegeben  
und mit einem Nachwort  
von Walter Schmitz

THELEM

Zu dieser Übersetzung:

Die von Mireille Gansel im Originaltext ins Französische übertragenen deutschsprachigen und vietnamesischen Gedichte sind in die vorliegende deutsche Ausgabe zweisprachig aufgenommen worden. Die deutschsprachigen Vorlagen, insbesondere die Gedichte von Paul Celan, Peter Huchel, Nelly Sachs und Reiner Kunze, werden im ursprünglichen Wortlaut hier abgedruckt; zu den Copyrights siehe diese Seite unten. In allen anderen Fällen haben wir den französischen Übersetzungen von Mireille Gansel sinngemäße Übertragungen ins Deutsche hinzugefügt, die mit dem Kürzel [*Anm. d. Übers.*] gekennzeichnet sind.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978-3-945363-08-9

© für die deutsche Übersetzung: 2014 w. e. b. Universitätsverlag und Buchhandel  
Eckhard Richter & Co. OHG  
Bergstr. 70 | 01069 Dresden  
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.  
Thelem ist ein Imprint von w. e. b.

© für die französischsprachige Originalausgabe: Mireille Gansel  
Erstauflage: 2012 Éditions Calligrammes F-35000 Rennes

© für die zitierten deutschsprachigen Texte von Bertolt Brecht, Paul Celan, Peter Huchel und Nelly Sachs: Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

© für die Texte von Reiner Kunze: Alle Rechte bei und vorbehalten durch S. Fischer Frankfurt a. M.

Umschlag: w. e. b., Foto: Natalia Sedyh, Flickr  
Satz: Jan Schaldach  
Made in EU.

Für Jean Halperin *zal*  
Mensch des Lichts und des Friedens



## DER STILLE LAUSCHEN

Wenn ein Brief aus Budapest kam, vertiefte sich der Vater in die Lektüre, die Hausgemeinschaft hielt den Atem an und es herrschte eine gottesfürchtige Stille. Nachdem er im Sessel Platz genommen hatte, war er plötzlich ganz weit weg. Dann verkündete er mit einer gewohnten Ernsthaftigkeit: „Heute Abend werde ich ihn euch übersetzen.“ Jeder war bei dieser Ankündigung dabei und weder er noch die anderen ließen auf sich warten. Ich erinnere mich daran, wie ich der Stille lauschte, in der der Vater die richtigen Worte oder Formulierungen suchte, sich manchmal korrigierte und verbesserte. Geheime Zwischenräume – verborgene Brücken. Das kleine Mädchen liebte es sehr, den Worten zu lauschen, die zu ihr sprachen, mehr noch, diese vom Vater zu hören, der so sparsam mit Komplimenten war. In diesem Augenblick bin ich zum ersten Mal innerlich erblüht, ohne schon die Auswirkung ermessen zu können. Es war ein denkwürdiger Abend. Dies sollte für mich zukünftig „übersetzen“ bedeuten. Wie alles Wichtige im Leben ergab es sich einfach so. Nun ging es in dieser Briefpassage um mich – was für ein Glück! Mein Vater übersetzt das erste Wort, den Begriff, den sein Bruder oder eine seiner Schwestern gebraucht hat: „Cherie/Liebes“. Er verharrte bei diesem Wort, wiederholte dieses Adjektiv zum ersten Mal – es scheint zunächst ziemlich banal –, dann fuhr er fort, hielt erneut inne und wiederholte es ein zweites Mal. Dies war der entscheidende Moment. Ich traute mich, ihn zu unterbrechen, und fragte: „Aber ist es dasselbe Wort auf Ungarisch?“ Er wich aus: „Es bedeutet dasselbe.“ Ich wagte es, darauf zu beharren: „Aber was bedeutet das Wort auf Ungarisch?“ Nach und nach zählte er, beinahe verlegen und wie sich vor einer Schamlosigkeit hütend, die vier magischen Worte auf, die ich niemals vergessen werde: „*dragam – kedvesem – aranyoskam – edesem*“. Fasziniert davon, hetzte ich ihn

gnadenlos, flehte ihn an, mir zu „übersetzen“, was „jedes“ von diesen Worten wohl bedeuten möge.

*Dragam*: meine Liebe – *Kedvesem*: meine Nette und die anderen zwei Worte, deren sinnliche Genauigkeit für mich unvergesslich blieb: *aranyoskam* – mein kleiner Goldschatz – *edesem* – mein Zuckerstück. An diesem Abend stellte ich fest, dass Worte den Bäumen gleich Wurzeln haben, deren Magie mir mein Vater offen legte: *arany* Gold – *edes* süß und zärtlich. Auf einen Schlag erglühte das Französische vor diesem Spektrum an Gefühlen, beide zärtlich von einem Possessivpronomen umhüllt.

Anhand dieser vier Worte öffnete sich eine neue Welt. Eine Sprache, die aus meiner eigenen hervorgegangen ist. Sowie die Überzeugung, dass kein Wort, welches vom Menschendasein erzählt, unübersetzbar ist.



## „KENNST DU DAS LAND...“

Sein Verbot, Ungarisch zu lernen, hatte er gemildert, weshalb mein Vater leiser sprach: „Wenn du mit der Familie kommunizieren möchtest, solltest du Deutsch lernen.“ „Aber kannst du Deutsch?“ Die Antwort meines Vaters war ergreifend: „Ich kenne acht Wörter, die mein Lehrer für die jüdischen Schüler unserer Klasse reserviert hatte. Es sind die einzigen, die er mir eintrichterte: *du bist ein Stück Fleisch mit zwei Augen* – Ich verabscheue die deutsche Sprache.“ Einige Jahre später verstand das kleine Mädchen, dass diese Abscheu, die in der Trübnis einer Leidens- und Widerstandsgemeinschaft geboren wurde, eine doppelte Ablehnung war: des Deutschen – als Sprache der Verfolger und Peiniger – und des Hebräischen, der Sprache seiner verfolgten und erniedrigten jüdischen Existenz. Seit seiner Kindheit in Balassagyarmat bewahrte er sich Zeit seines Lebens eine Abneigung gegen jede Form von Zweisprachigkeit – ein maßloser Verrat am Wort. Ein Verrat an der Prophetensprache: dem Hebräisch der Frömmigkeit seiner Mutter Deborah, einer aus Mähren stammenden Sprache; dem Hebräisch aus den Gebeten seines Vaters Nathan, einer aus Galizien stammenden Sprache. Ein Land im hintersten Winkel des österreichisch-ungarischen Imperiums, das 1772 während der Aufteilung Polens erfunden und 1918 von der Weltkarte gestrichen wurde. Ein Kreuzweg der Völker und ihrer Sprachen: Polnisch, Ruthenisch, Deutsch, Jiddisch. Ein Land der Not und blutrünstigen Verfolgung, wo die ärmsten unter den Juden aus inbrünstiger Gottesfurcht mythische Wurzeln zu Tage beförderten: den Chassidismus, *hassid-hessed*, ein Land der Güte und der Herzensglut. So auch ihr Großvater Nathan. Er lebte die heiligen Texte, die der Sabbatzeit ihren ganzen Sinn verliehen, in unscheinbaren Gesten aus. Er war Typograph in einer kleinen Druckerei, immer samstags – in seinen verschlissenen, aber würdevollen schwarzen Anzug gekleidet – machte er einen Rundgang durch alle Krankenhäuser

Budapests, setzte sich zu den Kranken, die keinen Besuch bekamen, unterhielt sich mit ihnen und zauberte danach aus seiner Tasche eines der Bonbons hervor, die er für diesen Anlass immer bei sich trug. Am Freitagabend ließ er nach dem Verlassen der Synagoge niemals die alleinstehenden Gemeindemitglieder alleine nach Hause gehen, sondern lud sie ein, sich mit an die große Tafel seiner Familie zu gesellen.

Diese Erinnerungen übersetzte mir meine alte Tante Szerenke in jenes Deutsch, von welchem Appelfeld schrieb: „Es war nicht die Sprache der Deutschen, sondern die meiner Mutter (...). In ihrem Mund nahmen die Worte einen reinen Klang an, als ob sie diese in ein Glöckchen aus exotischem Glas sprechen würde. Die Worte der Sprachen, die uns umgeben, fließen ohne unser Wissen auf uns herab, und gerade diese vier Sprachen formten die deutsche zu einer kontrastreichen, satirischen Sprache mit so vielen Feinheiten und voller Humor. In dieser Sprache gab es viel Platz für Sinneswahrnehmungen, für Gefühlsfreiheit, für Vorstellungskraft und Erinnerung.“

Dieses Deutsch von Imre Kertész aus Budapest, von Appelfeld aus Czernowicz, von Tibor aus Prag und des letzten Patriarchen der Familie. Wenn ich ihre Stimmen höre und sie mir entweder von Berlin, Jerusalem oder Haifa erzählen, höre ich gleichzeitig Szerenke und den ganzen kleinen Kreis der Überlebenden. Eine gemeinsame Sprache aus einer Welt, die nicht mehr existiert.

Dieses Deutsch, das von Exilen durchsetzt und über Generationen hinweg wie eine Geige von Land zu Land getragen wurde – in dessen Vibrato sowohl die Akzente und die Intonationen als auch die Worte, die Redewendungen und die übernommene Sprache zurückblieben. Diese deutsche Sprache ist ohne Grenzen, ohne Territorien – eine innere Sprache. Wenn ich es nur mit einem einzigen Wort beschreiben müsste, wäre es *innig* – „tiefgründig, intensiv, glühend“.

Dieses Deutsch, welches ich zum Teil noch in der Schule zu Zeiten des österreichisch-ungarischen Reiches gelernt, zum Teil in der familiären Obhut als entgrenzte Sprache erfahren habe. Teilweise traf es auch auf Szerenke zu, die zwar nicht studiert hatte, weil sie die älteste von neun Kindern war, aber sich diese Sprache einprägte, die zur intimen Verständigung mit ihren Eltern gehörte – Nathan, der in Ungarn, und Deborah-Charlotte, die in der Slowakei geboren wurde. Deutsch war die Sprache ihrer Ehe, Hebräisch die Sprache ihrer Gebete.

Szerenke war wie eine Quelle der Erinnerung. Sie sprach in halben Worten,

aber die Stille ihres Lächelns zwischen den Worten verriet das Wesentliche; zuerst ihre grenzenlose Lebenserfahrung. Als sie erfuhr, dass ich in der Oberstufe beschlossen hatte, Deutsch zu lernen, schickte sie mir einen Brief – auf einem Papierbogen gleich einem Himmelsblatt und so leicht wie ein Flügel. Mein erster Brief von „dort“, den ich nicht mehr zu übersetzen brauchte. Ihre Schrift tanzte zwischen den Linien umher, und keine Zeichensetzung hätte den Rhythmus ihrer deutlich angestimmten Worte unterbrechen können. Sie ernannte mich zu ihrer „Sekretärin“: „selbst wenn ich sie nicht so gut aufschreiben kann, verstehst du die Worte, die in meinem Herzen wohnen.“

Die höchste Ehre des Herzens war nunmehr die Fähigkeit, Geheimnisse zu erfahren und zu wahren, aber auch, diese Worte in eine Sprache zu übertragen, die wir auf immer gemein hatten.

„Sekretärin sein“; die erste Ernennung und der erste Aufruf dazu, was mir künftig die Wege zum „Übersetzen“ ebnen sollte. So betrat ich leichten Fußes eine deutsche Sprache, die beschwingt die Schulmauern und Leitpfosten des Lehrplans hinter sich ließ. Diese Seelensprache, eine Überschreitung der Gefangenschaft so vieler Grenzen – bildet sie im Kern nicht die Sprache der Poesie? Sie sprach unmittelbar zu mir, und ich erkannte sie auf Anhieb. Als ich mein Schulbuch, dessen Ausgabe noch in Gotischer Schrift gedruckt wurde, durchblätterte, begegnete ich zum ersten Mal deutschsprachiger Poesie – es waren Goethes Verse:

*Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,  
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühen*

Diese Zeilen erweckten in mir das gleiche Entzücken, wie als ich damals unter den Schatten des kleinen Gartens in Mandula Utca saß und Szerenke, aus einem uralten Brunnen schöpfend, in ihrem Deutsch – einer Mischung aus Ungarisch, Jiddisch und Slowakisch – ausschweifend „erzählte“. Dasselbe Entzücken auch, als wir mit meinem alten Onkel Istvan in den Sommernächten, eingehüllt in eine Decke, unter den großen Bäumen der Margareteninsel (*Margit Sziget*) Liedern von Schubert lauschten, die bis zu den Sternen emporstiegen.